

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 101.

Mittwoch, 22. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Felicitas sah tapfer, diese Barbaren beneidend, mysteriöse Hammelgerichte, die mit Rosinen angemacht waren, angebrannte Brotfladen, Truthähne mit sonderbarer Füllung. Melonen mit Pfeffer, und beide lauten Zuderrohr wie diese schmutzigen Tellachen.

Eine Erholung war der dickflüssige Mokka und die Zigaretten mit dem langsträhnigen, bernsteingelben Tabak. Sie waren noch besser als Zigarillos.

Die verschleierte Mohammedanerinnen — in Konstantinopel gingen sie schon wie in der Taubentienstraße — gaben ihr die stärkste Gewähr dafür, daß sie wirklich im Orient war. Sie träumte von Harems mit allem bunten und grausamen Drum und Dran und war enttäuscht, als die Ägyptologin ihr ihre Illusionen nahm.

Auch sonst gab es Ärgerliches. Auf dem Weg zur Cheops-Pyramide war ihr auf dem störrischen Kamel übel geworden. Von da an konnte sie die dümmlich-vornehmen Köpfe dieser Tiere nur noch mit Erbitterung betrachten. Im Zirkus machten sie sich bei wiegenden Musik viel sympatischer.

Ihre neue Freundin war von einer verhaltenen Energie, der die schwache und gutmütige Felicitas völlig unterlag. Geduldig wie diese Reisesel hier lauichte sie den vielsilbigen altägyptischen Namen von verschollenen Königen und sie zog mit ihr nach Sakhara, das einmal — warum auch nicht? — Memphis gewesen war. Aber die Mumien der göttlichen Stiere und die schwarzen Sarkophage aus Granit waren doch ein schwacher Ersatz für die Strapazen. Mit einer Bewunderung, die sie nicht zu äußern wagte, sah sie der Enthusiasmus ihrer Wandergenossin, die an keinem Bild vorüberging.

„Denken Sie, Fräulein Reihagen, das hat man vor fünftausend Jahren geschaffen. Kann die Plastik von heute Vollendetes aufweisen? Glauben Sie, daß unser Totenkult noch nach der gleichen Zeit entzücken wird?“

Felicitas wußte, was sie der Tochter des gelehrten Reihagen schuldig war, und stimmte eifrig bei. Sie dachte, wie gut es Tutta jetzt hatte ... daheim, im schönen Berlin.

Aber eines Tages gab es eine Wandlung. Ihre Jose brachte mit einem leichten, gleichsam aufmunternden Lächeln eine Besuchskarte auf silbernem Tablett. Ein Mr. Heß aus Milwaukee, U. S. A., wollte seine Aufmerksamkeit machen, und im Konversationszimmer verstand sie das Lächeln der Jose: ein junger, rosig aussehender Herr ging auf sie zu, etwas hölzern und steifbeinig wie die Reiter und Bisse in den schlammigen Milgräben.

Er erklärte als Entschuldigung für seine Ausdringlichkeit, daß ihre beiden Väter Jugendbekannte seien. Im Sudan hätten sie sich vor langen Jahren zusammengefunden, sein Pa auf Großwildjagd, der ihre beim Sammeln von Negertotems.

Felicitas dachte an ihren Papa, den Katasterkontrollleur in Allenstein. — Was der wohl zu seiner Jugendfreundschaft sagen würde? Herr Börwag hatte als südlichste Station seines gleichmäßigen Daseins nur Berlin nennen können, das er bei einer Ausstellung besucht hatte, und von seinen Erlebnissen dort renom-

mierte er noch heute am heimatischen Stammtisch, wo ihn wenige kontrollieren konnten.

Im ersten Augenblick war ihr die neue Situation, auf die Tutta sie nicht vorbereitet hatte, ungemütlich. Aber sie saßte sich bald und fand ihre gute Laune wieder, die in dieser ewigen Wüstensonne fast eingetrocknet war. Sie bewillkommnete den steifen Amerikaner kameradschaftlich mit einem shake-hands und beschloß sofort, die Ägyptologin zu verfehen.

Bertha Calwer schien die Vernachlässigung nicht zu bemerken und blieb bei gelegentlichem Zusammentreffen von der gleichen Freundlichkeit. Sie schien sie nicht einmal zu beneiden, obwohl Mr. Heß es wert gewesen wäre, der, wie sie nach der ersten Viertelstunde festgestellt hatte, das war, was man in Berlin eine putzige Krake nannte.

Es war zu drollig, wenn er haarklein auseinandersehte, wieviel „money“ sein Vater in Florida gemacht hatte. Sah es nicht aus, als ob er ihr dort einen Claim aufschwätzen wollte?

Sie verstanden sich ausgezeichnet. Ihr Lachen entzückte ihn, und seine gemessene Beharrlichkeit verschaffte ihr einen geduldigen, gleichmäßig bewundernden Begleiter, der jede ihrer Launen mit anerkennendem Zähnefleischen hinnahm und dessen mit Englisch gespißtes Deutsch sie bei jedem Satz amüsierte.

„Für jeden Satz, den Sie fehlerfrei deutsch sprechen, Mr. Heß, gebe ich eigenhändig eine Dattel.“

Er lachte in ihre spitzbübischen Zigeuneraugen. „Ich werde mich essen schlecht, no, übel“, beteuerte er treuherzig.

Er machte ihr bald gründlich den Hof und sie flirtete mit ihm, wie es die angelsächsischen Damen ringsum alle machten.

„Bei uns in den States ist die Frau eine Königin, Miß Reihagen.“ Es hörte sich wie der Anlauf zu einem Antrag an.

„Fein“, sagte sie. „Übrigens sonderbar, daß die Republikanten, die alten wie die neuen, nicht ohne Königinnen auskommen, nicht wahr? In Berlin haben wir allein ein Dutzend.“ Sie begann sie aufzuzählen, die Modekönigin, die Sport-, Schönheits-, Sommerkönigin —.

Aber er unterbrach sie, ärgerlich über jodelnd „mistake“. Wenn sie erst in den „States“ sei, würde sie wissen, wie er das gemeint habe: die verheiratete Frau eine Königin, der Mann ihr Sklave, der „money“ mache.

Seine Beharrlichkeit machte sie stuhig. War er zufällig hier, der Sohn des „Jugendfreundes“? Natürlich nicht — wie wäre er sonst auf den Gedanken gekommen, sie aufzusuchen? Gleich morgen würde sie Tutta anlacheln: „Wer ist Heß? Was will er?“ Zum erstenmal fühlte sie Schwierigkeiten bei ihrer Rolle: das Stichwort fehlte. Und sie war ärgerlich auf Tutta, die sie Hals über Kopf in dies Abenteuer gejagt hatte.

Von da an hielt sie sich etwas zurück. Aber Mr. Heß schien auch dies zu seinen Gunsten zu deuten. Jeden Morgen kamen Körbe mit Blumen und Früchten auf ihr Zimmer, die sie nicht zurückschickte, seit Tuttas kurzes „Keine Ahnung“ sie beruhigt hatte.

Büllingshoven verzweifelte an seiner Aufgabe. Drei Abende war dies rätselhafte Fräulein Cyrille nicht in der Estella-Bar erschienen. Aufzufinden war sie nicht. Auch Herrn Wamperers Scharfsinn war es bisher nicht gelungen, ihre eigentlichen Namen herauszubekommen — und eine Cyrille im großen Berlin war wie eine Stecknadel in einem Heuhaufen.

Unzufrieden schlürfte er die braune „Prärie-Auster“, die zuerst den Gaumen verbrannte, ehe sie ihn kühlte. Keine dieser Damen ringsum trug das Kennzeichen: den roten Wuschelkopf dieser Cyrille.

Die Bar war schwach besucht. Ein paar Herren aus der Provinz saßen geniert da, unsicher, bedrückt von ihrer eigenen Verwegenheit, die sie hierher geführt. Sie schleuderten jäh, herausfordernde Blicke nach den Damen und erschraken sichtlich, wenn die Blicke erwidert wurden.

Die Tänze auf dem mattblauen Teppich, der schon bessere Tage gesehen haben mochte, schleppten sich langsam hin. Die Kapelle sah milde aus, noch bevor ihre Arbeit recht begonnen hatte. Es schien kein gute Zeit für die Tanzbars zu sein.

Endlich entschloß er sich, den Kellner zu fragen. Und, da ihn die Frage genierte, setzte er sein hochmütiges Gesicht auf, warf das Einglas ins Auge und schnarrte, daß der Kellner unwillkürlich die Hacken zusammen schlug.

„Bedaure, Fräulein Cyrille ist nicht da, Herr Baron.“

„Wieso, Baron?“

„Aber das sieht man doch“, schmeichelte der Kellner. Gott möchte wissen, wie oft er diesen Titel verlieh.

„Na meinetwegen. Also kommt die Dame denn überhaupt her?“

Der Befragte dämpfte seine Stimme zum Flüstern: „Ich fürchte, sie wird nicht so bald kommen.“

„Wieso? Sie ist doch hier Stammgast?“

„Berufstänzerin“, verbesserte der andere. „Aber es sind so Sachen passiert, in die sie verwickelt ist. Ich will ja nichts gegen sie sagen, aber so was darf eben nicht vorkommen. Man muß vorsichtig in der Wahl seiner Freunde sein.“

„Sie sind ein Philosoph, mein Lieber. Verdient die Musik bei Ihnen anständig?“

„Die Zeiten sind schlecht, Herr Baron. Die Gäste spendieren so gut wie nichts.“

„Schade. Wollte mich gerade für so einen Posten melden. So ein Saxophon wäre ganz mein Fall.“

„Ausgezeichnet. Darf ich etwas bringen?“

„Ja, einen Cherry-Cobler. Und Ihr Mixer kann mit dem Brandy etwas verschwenderisch umgehen.“

Draußen tutete ein Auto, lauter als nötig. Eine kleine Gesellschaft kam, erheitert und neugierig, entschlossen, sich zu amüsieren. Kinderballons flogen auf und wurden von den Herren, die danach sprangen, unter dem seligen Gequieke der Damen heruntergeholt. Wie auf Kommando begann die Musik zu lärmern. Stimmung!

Ein junges Paar, das bis dahin bescheiden in einer Ecke gesessen hatte, tanzte einen Charleston mit allem Raffinement. Man sah ihnen den Tanzberuf auf hundert Schritte an. Vielleicht war sie die Nachfolgerin dieser Cyrille. Das Publikum raste vor Begeisterung. Der kleine Geschäftsführer ging händereibend durch die Reihen.

In diesem Augenblick trat Cyrille ein, und Büllingshoven erkannte sie sofort: ihr Haar machte jeden Steckbrief überflüssig. Mit Erstaunen bemerkte er ihr schüchternes Wesen und ihren fast verlegenen Kinderblick, mit dem sie die Anwesenden überflog. Er hatte sich diese Mitwisserin des Verbrechens — womöglich die eigentliche Täterin — besser und sicherer vorgestellt.

Als sie in seine Nähe kam, sprang er auf und bot ihr Platz an seinem Tische an. Er stellte sich sogar mit einem ihm gerade einfallenden Namen vor.

Sie dankte errötend. „Muß ich mich nun auch vorstellen?“

Ihre Naivität gefiel ihm. „Bewahre. Eine Dame braucht das nicht. Aber es wäre nett, wenn Sie es trotzdem täten. Es plaudert sich dann gemütlicher.“

„Ich heiße Cyrille“, sagte sie leise, unruhig um blickend. „Das heißt: hier heiße ich so.“

„Ein schöner Name, bloß ein bißchen fremdartig. Aber Sie sind wohl auch das Mädchen aus der Fremde wie?“

Sie wurde eifriger. „Man hat mich schon gefragt, ob ich aus Irland komme.“

Ihr Stolz amüsierte ihn. „Mir scheint eher, daß Sie dort zu Hause sind, wo die Füchse herumlaufen.“

„Fuchs — das ist mein Beinamen von der Schulzeit her. Aber ich höre es nicht gern. Raten Sie doch, wo ich herkomme.“

Er tat ihr den Gefallen nicht, auf Neukölln oder Pantow zu raten, und schlug Frankreich vor.

„Richtig“, log sie. „Meine Mutter war eine französische Tänzerin und mein Vater ein hoher spanischer Diplomat...“

(Fortsetzung folgt.)

Das Blatt der Frühlingsweide.

Nach dem Chinesischen des Tschiantulin.

Nicht deshalb lieb' ich jene junge Frau,
Die träumerisch an ihrem Fenster lehnt,
Weil sie den ragenden Palast besitzt
Am gelben Fluße — nein, ich liebe sie,
Weil sie das kleine Blatt der Frühlingsweide
Ins Wasser gleiten ließ ...

Nicht deshalb liebe ich den Ostwind, weil
Er mir den holden Duft der Birnbaumblüten
Herüberträgt von blumig weißen Höhen —
Nein, weil er mir das Blatt der Frühlingsweide
An meinen Kahn trieb — darum lieb' ich ihn!

Nicht deshalb lieb' ich dieses kleine Blatt
Der Frühlingsweide, weil es mir die Wonnen
Des Lenzes bringt — nein, weil die junge Frau
Mit einer feinen Nadel meinen Namen
Eingezeichnet hat — darum lieb' ich es!

Hans Bethge.

Wie ich das erstemal in Berlin war

Von Charlie Chaplin.

In Berlin gehen wir ins Hotel Adlon, das wegen der gerade stattfindenden Auto-Rennen sehr überfüllt ist. Eine fremde Atmosphäre. Wie geschaffen, sich von den vielen Menschen zu erholen. Man kennt mich hier nicht. Man hat noch kein Sterbenswort von mir gehört. Ich finde das zwar interessant, aber es tut mir auch ein bißchen leid.

Ich stelle fest, wie kurz angebunden die Deutschen gegen Fremde sind. Wie würden sie wohl meine Filme aufnehmen. Eine gute Gelegenheit, die Wirkung meiner Persönlichkeit ohne den gewohnten Hintergrund von Berühmtheit zu erproben.

Zwar fühle ich mich durch diese desinteressierte Behandlung ruhiger werden, dennoch wünschte ich, daß meine Filme hier bekannt wären. Die Leute im Hotel sind sehr höflich. Man hat sie davon unterrichtet, daß ich der „Große Mann“ bei mir zu Hause sei. Die Wirkung auf sie ist belustigend. Da ich nicht sehr eindrucksvoll aussehe, finden sie es schwer, glaublich. Viele Menschen sitzen in der Halle, darunter Amerikaner und Engländer. Bald bin ich erkannt, eine Menge amerikanischer, englischer und französischer Reporter stürzen sich mit Gebrüll auf mich. Die Deutschen sehen ihnen verwundert zu. Carl von Wiegand bietet mir sein Büro während der Zeit meines Aufenthalts in Berlin zur Benützung an. All das macht Eindruck auf die Deutschen, aber regt sie nicht weiter auf. Sie denken: es ist irgend jemand von Bedeutung — aber, sie lassen es dabei bewenden.

„Palais Heinroth“, dem damals beliebtesten Lokale Berlins und Haupttummelplatz des Nachtlebens. Alle Gäste sind im Abendanzug, nur wir nicht. Mein Erscheinen ruft keinerlei Aufregung hervor. Wir geben Hut und Mantel ab und bitten um einen Tisch. Der Manager zuckt die Achseln: „Bitte, da hinten!“ Er zeigt auf einen ganz abgetretenen Teil des Saales. Das bringt mir das Nichtvorhandensein meiner Rolle ganz deutlich zum Bewußtsein. Es ärgert

mich doch. Schön, ich habe mir Ruhe gewünscht. Da hab' ich sie nun. Wir wollten gerade niedergeschlagen von dem schlechten Tisch Besitz ergreifen, als ich einen Klaps auf den Rücken bekomme: „Charlie!“

Es ist der Manager einer amerikanischen Gesellschaft in Berlin. „Komm rüber an unsern Tisch. Pola Negri möchte dich kennenlernen.“ Pola Negri ist wirklich schön. Der echte Top der Polin. Wunderbare tiefsschwarze Haare, weiße ebenmäßige Zähne und herrliche Farben. Wie schade ist es, daß solche Farben beim Film nicht zur Geltung kommen. Sie steht hier im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. In ihrem Munde klingt die deutsche Sprache entzündend. Ihre Stimme hat solch einen sanften, weichen Klang mit reizender Betonung. Beim Trinken stoßt sie mit mir an und spricht dabei die einzigen englischen Worte, die sie kann: „Jazz Boy Charlie!“

Wieder hindert mich die Sprache. Das ist ja zum Wahnsinnigwerden. Aber mit Hilfe von dritter Seite kommen wir ganz gut vorwärts. Der Manager flüstert: „Charlie, Sie haben eine Eroberung gemacht. Sie hat mir gerade gesagt, daß Sie entzündend seien.“

„Sie müssen ihr sagen, das sie das Schönste sei, was ich bis jetzt in Europa gesehen habe.“ Mit solcherlei Komplimenten verbringen wir eine Weile, dann frage ich meinen Begleiter, wie man auf deutsch sagt: „Ich finde Sie himmlisch.“ Er sagt mir etwas vor, und ich wiederhole es. Sie stockt, steht mich an und schlägt mir auf die Hand: „Frecher Kerl!“, sagt sie lachend.

Der ganze Tisch brüllt vor Lachen. Ich merke, daß mein Freund mich reingelegt hat. Was mag ich gesagt haben? Aber Pola geht auf den Spatz ein und ist nicht böse. Später erfare ich, daß ich gesagt habe: „Ich finde Sie entsekklich.“ Beschämt beschreie ich mich auf die Hosen zu setzen und Deutsch zu lernen.

Ich möchte gern einen Gang durch die Berliner „Slums“ machen. Mit einem deutschen Zeitungsmann spreche ich darüber. Er antwortet mir, daß ich ebenso sei wie alle Londoner oder New Yorker, die zum erstenmal nach Berlin kommen: auch ich suchte Whitechapel oder Bowery von Berlin, aber eine solche Gegend gäbe es hier gar nicht. Früher vielleicht, aber sie sei seit langem von der Wildnis verschwunden. Das scheint mir doch ein bedeutender Fortschritt der Zivilisation. Mein Zeitungsfreund verspricht mir schließlich, mich zu führen. Wir gehen nach dem Krögel. Was könnte man hier für Filme drehen! Ich bin ganz bezaubert, als wir durch die Häuserreihen gehen, die auf wackligen Pfählen erbaut sind und alte, aber saubere Höfe überqueren. Dann zur Adlerstraße, ein Blick in die Höfe und Keller. In einer Kneipe unterhalten wir uns mit Männern und Frauen und trinken Bier. Wie gern bin ich mit diesem armen, elenden Volk zusammen. Wir gehen zu den Lauben-Kolonnen im Norden der Stadt. Hier und da machen wir halt, um mit den Leuten zu sprechen. Gern würde ich hier unter diesen Menschen essen, aber ich habe nicht den Mut, meinen Freund dazu zu überreden, dem dieser Gedanke gar nicht kommt. Im Norden von Berlin finde ich viele schöne Dinge, die aber, wie mein Freund mir erzählt, durchaus nicht allgemein für schön gehalten werden. Als er mir vorschlägt, mir nun etwas zu zeigen, was im Kontrast zu alledem stehe, sage ich nein, um mir den Eindruck nicht zu zerstören.

Eine richtige Erholung, durch die ganze Stadt inognito bummeln zu können. Aber gerade, als ich das erfreut feststelle, gehen eine elegante Dame und ihre junge Tochter an uns vorbei, und ihr Lächeln zeigt mir, daß ich erkannt bin.

Am nächsten Abend bin ich zu einem großen Diner bei einem der bekanntesten Anwälte Europas. Das Diner wurde zur Feier der dritten Verlobung des Gastgebers gegeben.

Ein wunderbares Haus in der feinsten Gegend von Berlin. Eine erlesene Gesellschaft. Alle Anwesenden werden einander vorgestellt, aber es waren zuviel Namen, als daß ich mich ihrer noch erinnern könnte. Herren, Fräuleins und Frauen in Menge, ich finde es allein ungemein schwierig, diese Geschlechtsbezeichnungen korrekt auseinanderzuhalten. Einer hält eine lange, feierliche deutsche Ansprache, und alle hören ihm aufmerksam zu.

Dann erhebt sich der Wirt, um auf seine zukünftige Frau einen Toast auszubringen. Alle stehen auf und trinken auf ihr Glück. Die Gesellschaft ist so förmlich, ich bin nicht imstande, aus den Gesprächen, die man ringsherum um mich führt, klug zu werden. Wieder spricht der Wirt, dann stehen alle auf, ihr Glas in der Hand. Warum weiß ich nicht, aber ich stehe mit ihnen auf.

Allgemeines Gelächter, ich begreife nicht, was für eine Dummheit ich gemacht habe. Ist etwa meine Kleidung

nicht in Ordnung? Plötzlich wird mir alles klar: der Gastgeber toastet auf mich. Er macht das in sehr schlechtem Englisch, aber in äußerst liebenswürdigem Tonfall und Gesten. Wenn er ein englisches Wort nicht finden kann, gebraucht er das entsprechende deutsche. Während der verschiedenen Gänge kommen noch zahlreiche Toaste. Ich stehe immer mit meinem Glas um zwei Augenblicke zu spät auf. Nachdem sich das ungefähr viermal wiederholt hat, beugt sich die Gemahlin des Managers zu mir und flüstert mir ins Ohr: „Sie müssen den Toast des Gastgebers erwidern und irgend etwas Nettes über seine Braut sagen.“ Ich erlaube vor Lampenfieber. Also ist es Sitte, dem Wirt zu danken! Und ich habe alle Toaste heruntergeschluckt, ohne ein Wort zu sagen! Und er hat dagesessen und vergeblich darauf gewartet! Ich stehe auf und stottere: „Mr. . . .“ Ich bekomme einen Tritt ans Schienbein. Man flüstert mir heiser zu: „Herr!“ Ich denke, man meint, ich sollte die Braut anreden. „Mrs. . . .“ Aber nein, das ist sie ja noch gar nicht, Himmel, wie fürchterlich!

Nun lege ich los, wild vor Verzweiflung. „Meine besten Wünsche für Ihre zukünftige Frau.“ Dabei schaue ich ein junges Mädchen oben an der Tafel an, die ich für die Glückliche halte. Aber ich bin auf der falschen Fährte. Ich sehe mich wieder in dem Bewußtsein, ein paar Mal ordentlich danebengebaut zu haben.

Der Wirt verbeugt sich und dankt mir. Die Gastgeberin jagt vorwurfsvoll: „Aber das war doch gar nicht die Braut. Sie sitzt auf der anderen Seite.“ Ich sterbe fast vor Scham. Als sie mir die richtige Braut zeigt, fange ich an, nervös in meinen Teller hineinzulachen. Die Gastgeberin lacht mit mir. Gott sei Dank hat sie Sinn für Humor.

Jagd auf Schwertfische.

Von Margot Englisch.

Während die Wale den nordatlantischen Ozean längst verlassen und sich in die arktischen und antarktischen Regionen zurückgezogen haben, ist der Schwertfisch seinen dortigen Tummelplätzen treu geblieben. Drei Monate im Jahr zeigt er sich an der amerikanisch-kanadischen Küste. Dann machen sich die Fänger in ihren kleinen Schonern auf und sind eifrig hinter den begehrten Fischen her, deren Fang ihnen hohen Verdienst bringt.

In Geschwadern durchfahren die kleinen Motor- und Segelschiffe im Bid-Badlurs das Meer, bis ein Tier gesichtet wird. Der Fang geht auf sehr primitive, seit Jahrzehnten geübte Art und Weise vor sich. Vorn auf einem kleinen Bugbriet tragen brachten sich hoch der Harpunenwerfer, der mit einer langen Peitsche

Küste Niederkaliforniens in einer in flachem Wasser gesunkenen Bark nach den Schiffspapieren gesucht hatte, wurde beim Auftauchen von einem großen Schwertfisch angegriffen und vor den Augen der entsetzten Mannschaft des Taucherboots aufgespießt. Er starb augenblicklich. — Ein amerikanischer Gelehrter machte an der Küste von Massachusetts Jagd auf seltene Wildarten. Auf einen vorüberstreichenden Schwertfisch feuerte er einen Schrotschuß ab. Schräg von unten kommend griff das nur leicht getroffene Tier sofort das Boot an und rannte in seiner Wut nicht nur mit dem Schwert, sondern auch gleich mit einem Teil des Kopfes durch die Bootswand. Das war ein Glück für den Jäger, denn bis das Tier sich befreien und zu neuem Stoß ausholen konnte, hatte der Schütze einen guttühenden Fangschuß angebracht und entranm so dem sicheren Tode. — Ein europäischer Jachtbesitzer konnte vor einiger Zeit einem zweistündigen Kampf zwischen einem Wal und einem Schwertfisch zuschauen. Wenn der Wal zur Oberfläche kam, erschien auch sofort der Schwertfisch neben ihm und stieß mit voller Kraft sein Schwert in den Leib des Wals, bis dieser vom Blutverlust so erschöpft war, daß er sich in sein Schicksal ergab und nun, wehrlos auf den Wellen treibend, von seinem Gegner mit wuchtigen Hieben bedacht wurde. Ein wohlgezielter Schuß aus der Wäsche des Sportsmannes setzte schließlich dem Leben des Angreifers ein Ziel.

Auch größere Schiffe werden von dem Schwertfisch des Öfteren angenommen. Zuweilen greift er nicht nur das Frachterboot, sondern sogar den begleitenden Schoner an. Manches Schiff trägt als Andenken an solche Attacken noch jetzt ein Stück des Schwertes in seinem Rumpf. Einmal durchbohrte ein Fisch die vierzehn Zoll starken Holzplanen eines Segelschiffes und drang mit seinem Schwert überdies durch einen metallenen Wassertank in das Vorschiff. Danach kann man sich wohl ein Bild von der Gewalt des Stoßes machen. — Bei einer Motorbootwettkampf im Hafen von Neapel wurde ein großes Rennboot plötzlich von einem Schwertfisch gerammt. Das Schwert des Tieres durchbohrte glatt die dünne Blechbekleidung des Sportfahrzeuges und beschädigte dazu noch den Motor derart, daß man es in den Hafen zurückschleppen mußte. Der Schwertfisch aber war von dem folgenden Fahrzeug überfahren und von dessen Schraube am Kopfe tödlich getroffen worden. Das fast 1½ Meter lange Schwert des Tieres hängt jetzt im Museum für Meereskunde in Wien.

So bösartig der Schwertfisch und so gefährlich die Jagd auf ihn ist: es lohnt. Ein einziger Schoner fängt bis zu 200 Schwertfische auf einer kurzen Fangreise. Jeder Mann der Besatzung ist am Fang beteiligt und kann mit einem jedesmaligen Einkommen von 400—500 Dollars rechnen. — In Amerika gilt Schwertfischfleisch als Delikatesse und ist keineswegs billig. Das blütenweiße Fleisch ist nicht den geringsten Fischgeschmack und ist vielleicht

Das andere Telegramm schien von Paul selbst zu sein und lautete lakonisch:

„Für Geschäfte morgen früh übernachtete bei van Straten. Alles wohl.“

Gute Freunde sind schätzenswert, aber manchmal können sie zu gut sein. (Übersetzt von B. Blocher.)

Wußten Sie das schon?

In jedem Jahre ereignen sich beim Baden in den Badezimmern der Wohnungen Tausende von Unfällen, die zum großen Teil tödlich verlaufen. Die Ursachen der Unfälle sind verschieden; besonders häufig werden sie dadurch herbeigeführt, daß der Betreffende mit den nassen Händen den Kontakt der elektrischen Beleuchtung berührt. Auch ein Verbrühen kommt nicht selten vor, da viele Menschen die schlechte Angewohnheit haben, den Heißwasserhahn zu öffnen, wenn sie sich im Bade befinden.

Der Aberglaube, daß das Zerbrechen eines Spiegels Unglück bedeute, hat einen sehr alten Ursprung. Von den primitiven Völkern wurde das Wasser als Spiegel benutzt, und zwar glaubten die Leute, daß das, was sie im Wasser sahen, das Spiegelbild der Seele sei. Wenn die Wasseroberfläche sich kräuselte und damit das Spiegelbild getrübt wurde, hielt man das für ein schlimmes Vorzeichen. Als dann die gläsernen Spiegel kamen, wurde natürlich der Gedanke übernommen, daß der Riß, der das Spiegelbild trübte, Unglück bedeuten müsse. Wenn der Aberglaube noch weiter annimmt, daß das Unglück sieben Jahre dauern werde, so ist das darauf zurückzuführen, daß der menschliche Organismus sich alle sieben Jahre erneut und daß demnach das Unglück so lange anhält, bis diese Erneuerung sich vollzogen hat.

Die Liste einer bedeutenden Filmgesellschaft in Hollywood, die die Namen von 2400 jungen Mädchen enthält, zeigt, daß die Blondes sehr beliebt sind, denn es sind 1022 eingezeichnet. Hinzukommen noch 20 rothaarige Schöne.

Bei einer amerikanischen Hochzeit wurden kürzlich für die Dekoration 1000 Beikchen verbraucht, zu Ehren der Braut, die Violet hieß.

Kreuzworträtsel.

1	2	3	4	5	
	6				
7					8
		9		10	
	11				
12					

Waagerecht: 1. Teil des Hauses. 6. Gott (latein.). 7. Gebräuchliche Abkürzung für Sachsen. 10. Doppelsonant. 11. Rasten. 12. Führer der indischen Freiheitsbewegung. — Senkrecht: 2. Mädchename. 3. Doppelvokal. 4. Modernes Verkehrsmittel in gebräuchlicher Abkürzung. 5. Fürwort. 7. Himmelsrichtung. 8. Flächenmaß. 9. Märchenfigur. 10. Bild.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 94: Waagerecht: 1. Pira. 5. Hotel. 10. Her. 11. Page. 12. Reib. 13. Clan. 14. Ilse. 15. Drak. 16. Reh. 19. Tre. 22. Paris. 25. Lewa. 28. Oder. 29. Robin. 30. Lena. 31. Gent. 32. Glend. 33. Erde. — Senkrecht: 1. Lisse. 2. Mel. 3. Reis. 4. Urber. 6. Oper. 7. Talar. 8. Egal. 9. Ene. 15. Ohr. 17. Eis. 18. Irene. 20. Eloge. 21. Tante. 22. Pole. 23. Adel. 24. Fran. 26. Eder. 27. Wind.